

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37

Altena, den 30. Oktober

1929



Das Recht der Mutter

In allen Kulturländern beschäftigt man sich zur Zeit mit einem Gesichtspunkt, der der Mutter und ihren natürlichen Pflichten gerecht werden soll. Es soll nicht wie bisher gestaltet sein, den Arbeitsvertrag einer Frau zu kündigen und sie dem Elend preiszugeben, die einem Kinde das Leben geben wird. Man ist also überall auf dem Wege, ein ungeheures Unrecht auszurufen und die allerhöchste Benachteiligung des weiblichen Menschen aus dem Weg zu schaffen. Ein Schritt, der auf der ganzen Welt nur zu begrüßen und schnellstens zu vollziehen ist, denn lange noch nicht gesehen, das ihrem Sein entsprechende Leiden der Mutterpflicht sollen nicht noch durch ungerechtfertigte Entbehrungen in materieller Hinsicht erhöht werden.

Madame Thullier-Bandry, die Vorsitzende des Kongressausschusses vom Internationalen Frauenbunde, die auch eine hohe Stellung im Nationalen Rat der Französischen Frauen einnimmt, hat sich in dieser Angelegenheit der Mutter aller Nationen sehr verdient gemacht. Sie hat einen Entwurf eingereicht, der in der Generalversammlung des Konföderationskongresses allgemeine Zustimmung fand.

Im ersten Paragraphen heißt es, daß jede Frau, die die Mutterpflicht auf sich nimmt, das Recht auf Hochachtung hat. Dann wird der Frau das Recht zugesprochen, einem Kinde das Leben zu geben, ohne daß sie zu Entbehrungen verurteilt ist. Sie muß ihre Arbeit zu diesem Zweck unterbrechen dürfen, ohne daß der Arbeitsvertrag gekündigt wird. Sie muß genügend Geld erhalten, um im Zustand der Schwangerschaft — also sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Entbindung — ihr gewohntes Leben ohne Entbehrungen zu leben. Sie hat ein Recht auf Aufklärung, Rat, Hilfe, Pflege, und wenn sie verlassen ist, soll sie mit aller Diskretion in einem Entbindungsheim Aufnahme finden. Im Bedarfsfall ist all dies unentgeltlich zu gewähren.

Jeder Mutter wird auch das Recht zugesprochen, ihrem Kinde Muttermilch zu geben und ihm die übliche Pflege angedeihen zu lassen. Das Arbeitsverhältnis muß ihr gestatten, ihr Kind zu stillen und auch für diese Zeit, die sie ihrem Kinde schenkt, muß sie entschädigt werden. Die Mutter hat auf Erziehung und Unterhalt des Kindes ein Anrecht. Internationale Vereinbarungen sollen der verlassenen oder geschiedenen Mutter ermöglichen, den Vater zu den Unterhalts- und Erziehungskosten heranzuziehen. Die verheiratete Mutter kann verlangen, daß, wie es die französische Gesetzgebung vorsieht, ein Teil des Gehaltes des Mannes für die Kinder sichergestellt wird.

Auf die Achtung der Kinder hat jede Mutter das gleiche Recht, deshalb sollen in Anrede und Sprache Unterschiede zwischen der ehelichen und unehelichen Mutter fortfallen. Die Mutter hat die gleiche elterliche Gewalt wie der Vater, die Wahl der Religion, die Erziehungsmethode ist mit ihrer Einwilligung zu bestimmen.

Jede Mutter hat das Anrecht, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Sie soll ihre Stimme in allen Fragen der Hygiene, des Unterrichts, des Militärdienstes erheben, ebenso hat sie in allen Fragen mitzureden, die Krieg und Wälfrieden betreffen.

Selene Willrath.

Frauen, Farben, Töne

Drückt sich der Charakter der Frau in der von ihr bevorzugten Farbe aus?
Von Günther Erlenbeck.

Daß zwischen der Frau und der von ihr bevorzugten Farbe ein gewisser geheimnisvoller Zusammenhang besteht, das ist eine Tatsache, die sich jedem Beobachter aufdrängt.

Zusammenhang besteht, war schon im Altertum eine weit verbreitete Ansicht. In unserer Zeit, die mit den Farben einen besonderen Kult treibt, tritt diese mystische Verbindung besonders hervor; daher wird das gegenseitige Verhältnis zwischen der Frau und der von ihr mit Vorliebe getragenen Farbe eifriger als je studiert.

Auch die Farben sind der Mode unterworfen; ihre bis heute noch ungeschriebene Geschichte würde uns ein glänzendes Beispiel für die Entwicklung des Charakters der Frau im Laufe der Jahrhunderte geben und ferner zeigen, wie die verschiedenen Zeitverhältnisse auf die Veränderung der Farbmode von Einfluß waren. Man denke nur an das Schlarlach und Gold der Zeit Ludwigs XIV., an die zarten Watteau-Töne der Epoche Ludwigs XVI., an das blutige Rot der Revolution.

Die Farbe, die jemand bevorzugt, wird immer als Ausdrucksform seines inneren Wesens gelten können. Wie kommt es zum Beispiel, daß junge Mädchen früher fast ausschließlich Weiß trugen, heute dagegen so gut wie gar nicht. Alle Farben sieht man bei ihnen, Blau, Blaugrün oder Orangefarben, schreiendes Gelb oder flammendes Rot, aber Weiß fast überhaupt nicht. Sollte das nicht mit der einschneidenden Veränderung im Charakter des jungen Mädchens, wie wir sie im Laufe der letzten drei Jahrzehnte haben beobachten können, in Verbindung stehen? Ein größerer Gegensatz als zwischen dem flotten Mädel von 1929 und der stillen jungen Dame um die Jahrhundertwende ist doch schwerlich denkbar.

Honore de Balzac, der das Verhältnis zwischen Frau und Farbe sehr eingehend untersucht hat und wohl als Autorität auf diesem Gebiete gelten kann, kam zu nachstehenden Ergebnissen. Die interessantesten sind, um hier wiedergegeben zu werden.

Danach stehen alle Abstufungen von Grün Frauen mit frischer Farbe gut; es ist die Lieblingsfarbe zufriedener, aufgeweckter Menschen. Blau tragen fast nur Frauen, die einst gut ausgehen haben, deren beste Zeit aber vorüber ist und die sich nach ihren ehemaligen Triumpfen still zurückgezogen haben.

Gellblau ist dagegen die Farbe der schönen Frau. Es paßt für jedes Alter. Für das Kind, dem man ein blaues Band durch die Locken fließt, wie für das junge Mädchen, das mit Vorliebe diese Farbe trägt; für die junge Frau, die ihr Kleid damit vergiert, und schließlich sogar für die Schlampe der Großmutter. Frauen, die Blau wählen, sind gewöhnlich von sanftem Charakter, naiv und ungeschicklich. — Die gleiche Art Frauen trägt Perlgrau, wenn sie unglücklich sind oder trauern, so daß heitere Farben den Reiz für sie verloren haben, während sie sich zum düsteren Schwarz noch nicht entschließen können.

An der Vorliebe für Rosa erkennt man die glückliche, vorangetragene, aufgeweckte Frau von frohem, lebenslustigem Sinn, geistreich und liebenswürdig. Solche Frauen sind angenehm im Verkehr, stets guter Laune, zärtlich und treu.

Frauen, die gern ins Auge fallende, schreiende Farben tragen, kann man mit ziemlicher Sicherheit als launenhaft, freisinnig und eigensinnig bezeichnen. Auch denen, die viel von Violett halten, geht man am besten aus dem Wege. Sie sind meist oberflächlich und unzuverlässig.

Frauen, die sich stets schwarz kleiden, soll man meiden. Mit Recht gilt Schwarz als die kabbalistische Farbe. Nur Personen, die sich gern finstern, unheilbringenden Gedanken hingeben, können sich dauernd in Gewändern dieser Farbe hüllen.

Weiß ist die Farbe der charakterlosen Frau, die es häufig bevorzugt, wird fast immer akzeptiert.

So weit Balzac.

In manchen Punkten kann man ihm noch etwas hinzufügen; z. B. darin, daß er Weiß als vorzugsweise eine gewisse geistig-sittliche Merkmal der Charakterlosigkeit bezeichnet.

Ohne Zweifel hat sich der weibliche Charakter in den letzten drei Jahrzehnten außerordentlich entwickelt, und das stimmt sehr gut zu dem oben Gesagten, da heute so wenig Frauen, vor allem junge Mädchen, Weiß bevorzugen. Doch wie steht es mit der Kohetterie? Die müßte ja dann auch aus der Welt verschwinden sein! Und das stimmt denn doch wohl nicht so ganz.

Eigentlich ist der enge Zusammenhang zwischen Farben und Tönen. Man spricht von harten und weichen, ja von schreienden Farben; es gibt Farbenharmonien und -symphonien, ja so gar ein Farbenkavier. Das grelle, feurige Rot läßt an eine Fanfare denken; Rosa erinnert an eine leise, hellblaue an schmelzende, weiche, Blau an wehmütige Klänge. Und wie die moderne Musik heute unendlich viel mehr, bis an die Disharmonie streifende Klangkombinationen kennt als die frühere, so sieht man in der modernen Frauenkleidung Farbzusammenstellungen, die ehemals undenkbar waren.

Die Chemie hat eine Unzahl neuer Farben, vornehmlich für die vegetabilischen Stoffe (Baumwolle, Kunstseide, Leinen) geschaffen und zugleich mit den Indanthrenfarben eine Einheit erreicht, die wirklich unübertroffen ist. Denn indanthrenfarbige Stoffe sind außerordentlich farb- und lichtecht, tragen also selbst Sonne und langem Gebrauch, wodurch sie den eigentlichen Sieg der Farbe sicherten. Gleichwohl entstanden die vielen Farbschattierungen. Einst war Blau eben Blau und Grün Grün. Frögt man heute nach Blau, so hat man die Wahl u. a. zwischen Nachtblau, Nachtblau, Elektrischblau, Türkisblau, Pastellblau, Delfter Blau, Rembrandt-Blau und Pastellblau. Dasselbe gilt für alle anderen Farben. „Bleu“ mit seinen zahllosen Unterarten, alle in französischer Bezeichnung — dann machen sich die verschiedenen Töne noch mal so gut. Ähnlich ist es bei den anderen Farben.

Die einerseits komplizierte, andererseits differenzierte Frau von heute besitzt damit früher ungeahnte und oft vernünftige Möglichkeiten, sich zu schmücken und — damit dem aufmerksamen Beobachter ihr Wesen und ihren Charakter zu verraten.

Soll man mit schönen Frauen Mitleid haben?

Was ich von denen denke, die ich kenne.

Von John Barrymore

(Dem bekannten Filmschauspieler.)
Ummengen von romantisch veranlagten jungen Mädchen haben zweifellos neiderfüllten Blicken gegeben, wie der Filmheld auf der Leinwand seine Arme um die „Ungebetete“ legt, während er, ein wahrer Adonis, mit poetischen Schwärmereien süße Nüchternheiten in das reizende Ohr des Mädchens flüstert. Nehmen wir aber die Lichtspielbühnen auch nur einen Augenblick Zeit, um sich zu vergegenwärtigen, mit welcher uhrwerkartigen und gefühllosen Regelmäßigkeit die Filmstars sich einer derartigen recht eintönigen Prozedur unterwerfen müssen? Ich möchte wissen, ob sie sich über diese Vorhänge auf Bestellung nicht ein wenig langweilen. Ist es für eine Frau wirklich romantisch, den ewig wiederkehrenden Beteuerungen einer endlosen Reihe von Freiern zu lauschen, obgleich sie nicht die geringste Aussicht hat, sich in einen von ihnen zu verlieben?

Wagt nicht eine gewisse Tragik darin, daß ein niedlicher kleiner Filmstar, der vielleicht geradezu sterblich und leider natürlich auch unglücklich in den Direktor, den Operateur oder den Autoren verliebt ist, starke Neigung für seinen zwar unedeligen und sehr hübschen, aber ihm sonst gänzlich gleichgültigen Partner vorzuziehen muß.

Sollten wir sie deshalb nicht lieber beobachten, als sie zu beneiden, diese schönen, viel

Seine Ausdrücke sind nicht gerade die vornehmsten.

„Deine Frau kann einen dauern“, meinst du? „Stimmt“, brüllst du, „sie kann einem auch dauern. Nämlich zu lange.“

„Du langweilst mich“, gähnte die Frau. „Wie?“ meinte da der Mann, „ich rede doch kein Wort.“

„Ich möchte gern wissen, was meine Frau über mich wirklich denkt.“ „Das kannst du doch leicht erfahren.“ „Wie denn?“ „Seh Dich mal auf ihren neuen Putz.“

Die Guscheln hat Wäsche. Große Wäsche. — Sie wäscht den ganzen Tag. Schleppt Kohlen, schöpft Wasser, windet und wringt. Guschel steht daneben. Hände in den Hosentaschen. Guckt zu.

Kannst Du denn Deiner Frau nicht bei der Wäsche helfen?“ „Ich tue mehr als genug“, brummt Guschel, „sie wäscht an der Wäsche höchstens zwei Tage, und ich muß sie dann in sechs Wochen wieder schmutzig machen.“

Männel ist verheiratet. Schwer verheiratet. Seit vierzehn Jahren.

„Sie lernen jetzt noch russisch, französisch und englisch, Männel?“ „Ich muß“, meint Männel traurig, „ich muß. Mit einer Sprache allein werde ich mit meiner Frau nicht mehr fertig.“

Schönm und Schönm haben geheiratet; vor einem halben Jahr. Treffen sich.

„Ach“, schwärmt Schönm, „meine Frau ist ein himmlisches Wesen.“ „Schimpst Schönm: Du hast du Glück gehabt. Meine lebt noch.“

Wiesch kriegt Senge. Von der Wieschen. Mit der nächsten Damang mitteln ins Gesicht.

„Was“, schwärmt Wiesch, „das eine kann ich Dir sagen: daß habe ich damals von Deinem Vater nicht Deme Hand erleben.“

Männel hat heute früh geküßt. Wöse geküßt. Männel bleibt im Bett und schwitzt.

Mittags tritt die Frau zu ihm: „Männel, sei nicht böse, aber Dein Husten beunruhigt mich. Ich habe telefoniert ohne Dich zu fragen, und jetzt ist er da.“

„Na schön. Dann laß den Arzt eintreten.“ „Welchen Arzt? Der Lebensversicherungsgesellschaft ist draußen.“

„Mann, Du rauchst den ganzen Tag. Das ist ein Gift, das Dich langsam tötet.“ „Na und? Soll ich Deinetwegen Arsenik nehmen?“

Paul heiratet Pauline. Die Zeit vergeht, und die Frau bleibt. Sie ist schon neun Jahre geblieben.

Vor sechs Jahren haben sie zum ersten Male miteinander geschmolzt und vor vier Jahren sich zum ersten Male mit Möbelsücken bemoren.

Heute nehmen sie Kochtöpfe, Bratpfannen, Hauschüssel, Stiefel und Konfervenbüchsen. Was sich gerade findet.

„Ach, Paul“, hat Pauline einen sentimentalen Tag. „Wo ist die schöne Zeit hin, da wir uns noch mit Weiskener Gesicht bewarfen?“

Kerzefens führen eine glückliche Ehe. „Wir sind in allem einig“, erzählt Kerzes, „nur in einem war es schwierig: Meine Frau trinkt früh gern Tee und ich lieber Kaffee.“

„Das ist doch nicht schlimm. Da trinkt Ihre Frau eben Tee, und Sie lassen sich Kaffee kochen.“

„Das wäre zu teuer. Aber wir sind uns beide entgegen gekommen: es wird früh Tee gekocht, aber ich muß ihn nicht trinken.“

Drei Mädels und der „Mondschein“

Das Examen war glücklich bestanden, mit Auszeichnung sogar, und Anne, Betty und Alice, drei frische Mädels, die einige Jahre hin durch zusammen die Bänke des College in Louisville gedürrt hatten, überlegten, wie sie das große Ereignis gebührend feiern könnten. „Kinder, wißt Ihr was?“ meinte schließlich Betty. „Wir nehmen meinen Wagen, kaufen tüchtig ein; dann fahren wir in den Wald und machen ein ordentliches Picknick.“ Der Vorschlag fand ungeteilten Beifall, und man schritt eilends dazu, ihn in die Tat umzusetzen. Nach

zweimündiger Fahrt hatte man einen Platz erreicht, der sich herrlich zum Lagern eignete. Man machte halt, packte aus und ging dann zunächst auf die Suche nach Wasser zum Kaffeekochen. Die drei hatten sich erst wenige Schritte von ihrem Lagerplatz entfernt, als sie plötzlich überrascht stehen blieben. Vor ihnen stand ein seltsamer Apparat, eine Art Kessel, aus dem lüftig eine Dampfplume in die klare Morgenluft stieg. Um den Kessel machten sich drei Männer zu schaffen, in eigenartigen Kostümen, die Guschel durch Maschinen verdeckt. „Um des Himmels willen!“ flüsterte Betty ihren Freundinnen zu, „die sind vom Ku-Klux-Klan. Wenn sie uns nur nicht entdecken!“ Aber es war bereits zu spät, man hatte die Drei schon gesehen. „Mädel, Euch nicht von der Stelle!“ rief einer der Vermummten den Studentinnen zu. „Wißt Ihr, wer wir sind?“ — „Ku-Klux-Klan“, vermurmten die drei Erschrockenen nur zu stammeln. „Ganz recht“, war die Entgegnung, „und dann wißt Ihr auch, daß Euer Leben verwirrt ist, da Ihr uns bei unserer heiligen Zeremonie gestört habt.“ Die Drei fielen auf die Knie und baten händeringend um Gnade. Nach einigen Zögern willigten die geheimnisvollen Männer ein, ihnen das Leben zu schenken, unter der Bedingung, daß sie ihnen bei ihrem Werke Hilfe leisteten. Diese bestand darin, aus einem in einiger Entfernung liegenden See Wasser heranzuschleppen, das dann in dem seltsamen Kessel verschwand. Den ganzen Tag hatten die Mädel schwer zu arbeiten, und erst gegen Abend, als sie vor Erschöpfung beinahe umfielen, wurden sie zu ihrem Wagen zurückgelassen, der sie denn auch glücklich wieder nach Louisville brachte. Obgleich die Drei hatten schwören müssen, keinem Menschen von der Begegnung mit dem Ku-Klux-Klan ein Wort zu sagen, hatte sich die Geschichte doch bald in Louisville herumgesprochen, und auch die Polizei erfuhr davon. Man veranstaltete alsbald eine umfangreiche Streife in dem bezeichneten Walde und fand auch tatsächlich die Männer vom „Ku-Klux-Klan“. Die vermeintlichen Geheimbündler waren jedoch in Wirklichkeit sogenannte „Mondscheiner“, die hier in der Einsamkeit des Waldes das enträtheliche, wenn auch verbotene Gewerbe des Schnapsbrennens betrieben. Sie bequemen sich ohne weiteres zu einem Geständnis. „Wir möchten nicht verurteilt werden“, erklärte ihr Anführer, „als er seine Gefährten ins Gefängnis abgeführt wurden, den drei jungen Damen unsere besten Dank aussprechen. Infolge ihrer eifrigen, wenn auch ungewollten Hilfe haben wir neulich fast 100 Liter Mondschein mehr als sonst produziert.“ — Und jetzt schwaben Anne, Betty und Alice in Todesangst, daß man sie noch wegen Beihilfe an einem Verbrechen gegen das Prohibitionsgebot am Straken kriegt. Denn im heutigen Amerika ist schließlich alles möglich.

Aus dem Engen und Weiten

Elisabeth erbt einen Heller.

Elisabeth Antos war schon lange vor dem Kriege ein Waisenkind, für dessen Zukunft einige Verwandte auf die landesübliche Weise sorgen wollten, indem sie in mehreren Raten etwa tausend Gulden in die Kasse des Vormundschaftsgerichtes in Droßbaza (Ungarn) einzahlten. Das bescheidene Vermögen der kleinen Elisabeth gedieh dank der im Laufe der Jahre hinzu kommenden Zinsen und Zinseszinsen. Da kam der Krieg. Anschließend die Inflation. Und zu guter Letzt die Stabilisierung, wobei aus der angestiegenen Friedenskrone der Nachkriegsspende geworden ist. Allerdings blieb der Friedenskeller in alter Güte und ungefähr im alten Werte bestehen. Elisabeth die Witwe war der Meinung, daß auch ihr Vermögen wie zuvor bestand, und forderte es eines Tages von der zuständigen Behörde an. Schon wenige Tage darauf kam ein uniformierter Beamter zu Elisabeth und überreichte ihr die amtliche Antwort auf ihr Schreiben, in der wörtlich zu lesen stand: „Ihre Erbchaft in Höhe von einem Heller wird bereits seit 1922 in der Rubrik Nicht abgeschobene Guthaben unseres Hauptbuches geführt. Der Abhebung des Betrages steht nichts im Wege.“ Die entsetzte Erbin brach in Tränen aus, fügte sich aber in ihr Schicksal und bedauerte nur eines: daß sie nämlich für die Ausbändigung des geradezu klassischen Bescheides eine Gebühr in Höhe von — zweihundert Heller bezahlen mußte.

Zweihundert Anrufe zerstören die Liebe.

Wenn eine liebevolle Gattin ihren Mann tagsüber in seinem Geschäftszimmer anruft und sich angeblich nach dem Ergehen ihres Liebsten erkundigt, so müßte der arme eigentlich sehr geschmeichelt sein. Aber alles hat seine Grenzen, selbst die Aufnahmefähigkeit eines Mannes für derartige Liebesbeweise. So erging es wenigstens dem New Yorker Viston, der kürzlich vor Gericht erschien, weil er von seiner allzu besorgten Gattin getrennt sein wollte. Den Saalgrund zu diesem Wunsch bildeten die Telefonanrufe seiner Frau. Viston erklärte, sie habe ihn nicht nur ein- oder zweimal, nein zweihundertmal und an einem Tage gar zweihundertmal angerufen und gefragt: „Wie geht es Dir denn, lieber Mann?“ Auf die sechzehn Stunden seiner damaligen Trennung von der Gattin gerechnet, ergebe dies alle fünf Minuten einen Anruf. Das könnten selbst die härtesten Nerven auf die Dauer nicht vertragen. Welcher Anruf auch der Richter beifolgte, mußte. Den gleichen Erfolg hatte die Scheidungsklage der Frau Ferrel. Bei dieser handelte es sich freilich nicht um Telefonanrufe, sondern um Wohnungsverwechselungen. Mit bemerter Stimme erklärte die Frau vor Gericht, ihr Mann habe sie im Verlauf ihrer zehnjährigen Ehe dreihundertmal zum Umzug gezwungen. Angefichts der stets damit verbundenen Unkosten sei es schließlich nicht nur so viel Geld, wenn er in der gleichen Zeit nur so viel Geld für sie übrig gehabt habe, daß sie sich ganz zwei Kleider kaufen konnte. Frau Ferrel wies nun endlich dank des vom Richter freigegebenen gesprochenen Unterhalts endlich ein neues Kleid erhalten und auch einmal ein neues Kleid kaufen können.

Die geflügelte Anstandsdistanz.

Auf der Inselprovinz von Holland, auf Zeeland, liegt der Ort St. Maartensdyk. Er ist nicht groß. 3000 Seelen zählt seine Bevölkerung. Dort brachte in einer der letzten Gemeinderatsversammlungen ein fürsorglicher Stadtvater einen ungewöhnlichen, aber interessanten Antrag ein. Er verlangte eine Ergänzung der Polizeiverordnung dahin, daß gewisse Personen verschiedenen Geschlechts, wenn sie auf den Straßenrändern längs der Straße sitzen, ein Zwischenglied von mindestens einem Meter sein müsse. Da nicht alle Gemeinderäte derselben Ansicht waren, entspann sich eine langwierige Aussprache, die damit endete, daß der Antrag zwar nicht angenommen, aber der Polizei empfehlend zur Kenntnisnahme überreicht wurde, eine Art goldener Mittelstraße zwischen Annahme und Ablehnung. Wenn die Polizei sich also entscheidet, diesen Antrag durchzuführen, so ist damit zu rechnen, daß die zukünftige Bewaffnung der St. Maartensdyker Schutzleute aus einem kräftigen hölzernen oder gar eisernen Meterstab bestehen wird, um die Sittlichkeit bis auf den Millimeter durchzusetzen.

Galanterie.

Christian Schab, der Berliner mondäne Maler, hatte eben das Porträt einer reichen Wienerin fertiggestellt.

Die Dame war entzückt. „Ja, es ist wirklich ein schönes Bild“, bestätigte der Maler, „nun sehen Sie man zu, daß Sie ihm ein bißchen ähnlich werden.“

Napoleons zwölf Trauringe.

Bei der Trauung mit der Erzherzogin Marie-Louise war Napoleon bekanntlich nicht selbst vertreten. Man wollte aber nicht davon absehen, den Trauringen, den der Kaiser tragen sollte, bei dieser Zeremonie weihen zu lassen. Da jedoch die Fingerweite des Koron nicht bekannt war, wurden zwölf Ringe verschiedener Weite eingesehnet, und später steckte dann die Kaiserin ihrem Gemahl den passenden an die Hand.

Retten der Gedanken.

Lamartine, der große französische Dichter, brachte es in der Revolutionsregierung 1848 bis zum Minister des Auswärtigen. In dieser Eigenschaft, in dieser Doppelseigenschaft hatte er in seinem Büro eine fünfzig „Mann“ starke Abordnung der Beschwärmer zu empfangen, der mit der Waffe kämpfenden Pariser Frauen.

Die Sprecherin erklärte: „Wir Delegation von fünfzig Frauen sind gekommen, dir im Namen aller Genossinnen den Bruderkuß zu geben!“

Lamartine, der Dichter, sah die Bürgerinnen, ehrliche Damen der Halle, schwarz vom Pulverschweiß, entsetzt an.

Lamartine, der Diplomat, zog sich aus der Schlinge. „Nein“, erklärte er, „solche Patriottinnen wie Ihr sind immer Männer! Und Männer küssen sich nicht, sondern reichen die Hand!“

Auf diese Weise drückte Lamartine nicht fünfzig Paar Lippen, sondern fünfzig Hände. Die guten Frauen aber sollen ein bißchen enttäuscht gewesen sein.

Verantwortlich: G. Semmelmann. Altena. Druck und Verlag: Dr. E. S. A. H. Altena.

Die Ohrringe

Rösler.
— Eines To
ft wie ein R
häuslichen S

„Jeder Säugling kann rachitisch werden!“

Sehr hübsch ist es, den Tee im Zimmern bereiten, es gibt heute wundervolle Teemachen, sei es mittels Elektrizität oder Spinnweben, die es der Dame des Hauses gestatten

Die Suppe als Heiz- und Nahrungsmittel

Heiteres von Jo Hanns Rösler.

Am Teetisch

Sehr hübsch ist es, den Tee im Zimmern bereiten, es gibt heute wundervolle Teemachen, sei es mittels Elektrizität oder Spinnweben, die es der Dame des Hauses gestatten

Am häuslichen Herd

schloß über das Gelernte am nächsten